

13.2.

PHILOSOPHISCHES CAFÉ

Thema: Beschämung und Demütigung. Über Macht und Ohnmacht

Gast: Ute Frevert

Ute Frevert hat sich in der #MeToo-Debatte zu Wort gemeldet, denn, so schreibt sie in einem Essay in der »FAZ« vom 27. Januar 2018: »Es geht um Scham. Sie verschließt den Opfern den Mund und hindert sie daran, die Täter namhaft zu machen und vor Gericht zu bringen. Das mag auf den ersten Blick verwundern. Denn wofür sollte sich eine misshandelte, in ihrer Ehre und Selbstachtung gekränkte Frau schämen? Sollte sie nicht eher Abscheu, Wut und Zorn empfinden und dies auch zum Ausdruck bringen? Definiert man Scham als Antwort auf eigenes Fehlverhalten, dann fällt es in der Tat schwer, sich einen Reim auf die Scham der Opfer zu machen. Denn der Übergriff war schließlich von Dritten verursacht, sie selbst trugen daran keine Schuld.« In einem Interview mit Deutschlandfunk Kultur sagte sie: »Die Macht der Scham hat viel mit gesellschaftlicher Hierarchie zu tun.« Das ist das Thema unseres Abends. Ausgangspunkt ist das jüngst im S. Fischer Verlag erschienene Buch von Ute Frevert »Die Politik der Demütigung: Schauplätze von Macht und Ohnmacht«.

Wir bringen hier Ausschnitte aus ihrem Essay »Die Scham ist Komplizin der Männer« aus der »FAZ« und aus dem Buch. Das Rundfunkgespräch »Wie die Macht der Scham funktioniert« zum Nachhören: http://www.deutschlandfunkkultur.de/metoo-und-der-oeffentliche-pranger-wie-die-macht-der-scham.2162.de.html?dram:article_id=409392

Ausschnitt aus Ute Frevert »Die Scham ist Komplizin der Männer« in der »FAZ« vom 27. Januar 2018

Generationenlang wurde Frauen eingepflegt, dass sie selbst für ihre Ehre und Unbescholtenheit verantwortlich sind. Jeder kecke Blick, jedes lockere Wort, hieß es, konnte als Einladung an einen Mann verstanden werden, dieser Ehre zu nahe zu treten. Deshalb war es am besten, die Augen niederzuschlagen und den Blick zu senken. Wer es an solchen Gesten der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit fehlen ließ, war im Prinzip selbst schuld, wenn ein Mann »zu weit« ging.



Hinzu kamen alteingesessene Vorstellungen einer weiblichen Verführungskunst, die angeblich schon zwischen Adam und Eva Unheil gestiftet hatte. Auch Kundry, Richard Wagners Opernfigur, ist eine solche Männerverführerin, ebenso wie die zahllosen Femmes fatales, die die europäische Literatur- und Filmgeschichte bevölkern. Um ihren Zauber abzuwehren, schien es angebracht, alle Frauen in Zucht und Ordnung zu halten. Ihre Kleidung sollte hochgeschlossen, ihre Reize sollten verborgen sein. Tatsächlich aber spielte die Mode mit diesen Reizen, mit tiefen Decolletés, kurzen Röcken, eng anliegenden Blusen. Sich in jenem Spiel zurechtzufinden und trotzdem den »Anstand« zu wahren war eine stete Herausforderung für Frauen und Männer gleichermaßen. Vor allem Frauen aber trugen die Last der Verantwortung; benahm sich ein Mann daneben, wurde dem sündigen »Weib« zumindest Mitschuld attestiert.

Vor diesem Hintergrund kann man besser nachvollziehen, warum Frauen Scham über einen männlichen Übergriff empfanden und ihn sich selbst zurechneten. Aber es kam noch etwas anderes hinzu: Die weibliche Ehre oder die »Geschlechtsehre«, von der in den Gerichtsurteilen die Rede war, kennt als Alternative nur Schande. Sie blüht, wenn die Ehre verloren ist, egal, ob durch eigene oder fremde Schuld. Auch darauf ist Scham die einzige legitime Reaktion.

Na und?, mag sich manche Leserin jetzt fragen, diese Zeiten sind doch längst vorbei. Heute leben wir in einer sehr viel freieren Gesellschaft, Frauen und Männer sind gleichberechtigt, Sexualnormen haben sich liberalisiert. Ja und nein. Denn nach wie vor wird hier mit unterschiedlichem Maß gemessen. Sexuell freizügige Frauen gelten als Schlampen oder werden pathologisiert, während eine hohe Anzahl von Sexualpartnern bei Männern der Reputation förderlich ist und Virilität unter Beweis stellt. In Amerika spricht man nach wie vor vom »walk of shame«, den junge Frauen absolvieren, wenn sie nach einer Partynacht mit verwischtem Make up und derangierter Frisur den Gang nach Hause antreten. Dafür gibt es ein Walk of Shame Kit zu kaufen, mit Sonnenbrille, Papierhöschen und kleinem Kamm - selbstverständlich nur für Frauen, die einen »unexpected overnight stop« einlegten. Man kann das als ironisches Zitat sehen und einwenden, dass solche Stops heute offenbar auch bei Frauen gang und gäbe sind. Aber in jedem Zitat schwingt die Originalbedeutung mit, zur Erinnerung und Mahnung.



Dennoch hat die Scham, die Demütigungsoffer verspüren, nicht in erster Linie mit den Erwartungen der Umwelt zu tun. Das Problem sitzt tiefer, nämlich in den Frauen selbst. Sie sind in einer Gesellschaft aufgewachsen, die der Autonomie des Individuums einen immensen Wert beimisst. Das ist keine Erfindung unserer Zeit; schon 1931 sprachen die hohen Leipziger Richter allen Frauen »das Recht der Selbstbestimmung über ihren Leib« zu. Wenn diese Selbstbestimmung korrumpiert und außer Kraft gesetzt wird, durch psychische Manipulation oder physische Gewalt, bleibt ein Gefühl der Ohnmacht und Demütigung. Auch in den MeToo-Berichten sprechen Frauen immer wieder davon, dass die erfahrenen Übergriffe sie fassungslos und hilflos gemacht hätten. Sie hatten damit nicht gerechnet, waren in ihrer Würde getroffen und fanden oft nicht die Kraft und Energie, sich zu widersetzen - was die Männer wiederum in ihrem Verhalten bestärken mochte.

Dieses Schweigen gebrochen zu haben ist die größte Leistung der MeToo- Kampagne, die in Deutschland schon vor fünf Jahren unter dem Hashtag #aufschrei ablief. Auch nach vier Monaten wollen immer noch sehr viele Frauen ihre Demütigungsgeschichte erzählen und sich die Scham vom Leib schreiben, und das ist legitim und für sie heilsam. Dass sie dabei fast immer bekannte Namen aus Film und Fernsehen, Mode und Werbung, Sport und Politik aufrufen, hat seine eigene Logik. Hier geht es nicht nur um Männer, die öffentliches Interesse auf sich ziehen, sondern auch um Männer, die sehr viel Macht besitzen und es offenbar nie gelernt haben, mit Macht vorsichtig und rücksichtsvoll umzugehen. Wenn sie für ihren Machtmissbrauch jetzt coram publico zur Rechenschaft gezogen werden, hat das nichts mit Rache, Anprangerung oder moralischem Furor zu tun. Alle haben die Möglichkeit und finden das entsprechende Forum dafür, ihr Verhalten zu rechtfertigen oder sich dafür zu entschuldigen. Keiner verliert sein Vermögen oder wandert ins Gefängnis, sofern er sich nicht eine strafbewehrte Tat wie Vergewaltigung zuschulden kommen ließ.

Ausschnitte aus Ute Freverts »Die Politik der Demütigung: Schauplätze von Macht und Ohnmacht« (Fischer 2017)

Sidi Bouzid, im Dezember 2020. Vor dem Haus des Gouverneurs in der tunesischen Provinzstadt übergießt sich der sechsundzwanzigjährige Gemüsehändler Mohamed Bouazizi mit Benzin und zündet sich an. Kurz zuvor hat eine Polizistin zum wiederholten Mal seine Ware beschlagnahmt und ihn dabei auch noch geohrfeigt. Mit seiner öffentlichen Selbstverbren-



nung, heißt es später, habe Bouazizi seinen Willen bekundet, »Entwürdigung und Demütigungen nicht länger hinzunehmen«. Was er nicht ahnen konnte: Sein verzweifelt Aufbegehren löst einen Flächenbrand aus, eine »Revolte der Würde«, die als Arabellion oder arabischer Frühling in die Geschichtsbücher eingeht. An vielen Orten Nordafrikas und des Nahen Ostens machen Demonstranten gegen autoritäre Regime mobil, besetzen zentrale Plätze und trotzen Polizeiaufgeboten. Auf Plakaten, Graffiti und in Facebook-Einträgen taucht immer wieder das Wort ›Würde‹ auf. Nach ihren Beweggründen und Zielen gefragt, geben Frauen und Männer zu Protokoll, dass sie sich von ihren Regierungen gedemütigt fühlen – woraus der New York Times-Kolumnist Thomas Friedman den Schluss zieht, Demütigung sei diejenige politische Kraft, die am meisten unterschätzt werde.

Nicht so sehr um Demütigung als um Beschämung geht es im November 2012 in Cleveland, Ohio. Dort steht Shena Hardin an einer belebten Kreuzung, vor sich ein Schild mit der Aufschrift: »Nur eine Idiotin fährt auf dem Bürgersteig, um einen Schulbus zu überholen.« Genau das hat Hardin mehrfach getan, wofür eine Richterin sie zu einer Geldstrafe und zum zeitweiligen Entzug des Führerscheins verurteilt. Damit nicht genug, verhängt sie das, was Amerikaner shame sanction nennen: eine Ehrenstrafe, die Hardin öffentlich als Idiotin brandmarkt. Solche Sanktionen sollen strafen und disziplinieren, aber auch erziehen und bessern. Ob diese Botschaft bei Hardin ankommt, ist zweifelhaft. Am ersten Tag gibt sie mehr als deutlich zu erkennen, dass sie das Ganze kaltlässt; das Medieninteresse geht ihr sichtlich auf die Nerven. Am zweiten Tag, nach einer Ermahnung der Richterin, ringt sie sich zu der Aussage durch, sie habe ihre Lektion gelernt, sei aber nicht »gebrochen«.

Das unterscheidet die zweiunddreißigjährige Hardin von der dreizehnjährigen Izabel Laxamana. Das Mädchen springt im Mai 2015 von einer Brücke im US-Bundesstaat Washington, weil es die öffentliche Beschämung durch den Vater nicht erträgt. Erbozt über ein an der Schule zirkulierendes Selfie, das die Tochter in Sport-BH und Leggings zeigt, schneidet er ihr die langen Haare ab und filmt sie dabei. Als das Video die Runde macht und zum Schulgespräch wird, nimmt sich Izabel das Leben.

Die Journalistin, die über den Fall berichtet, fühlt sich ans dunkle Mittelalter erinnert. Rituelle Beschämung, so ihre Bilanz, sei nicht nur im Rechtssystem, sondern auch in Familien an der Tagesordnung, die dafür gern auf die neuen Technologien und sozialen Medien zurückgreifen. Facebook und YouTube eignen sich hervorragend, um individuelles Fehlverhalten

öffentlich auszustellen und zu rügen, oft mit tragischen Konsequenzen für die Gerügten. Teenager ohne stabiles Selbstbewusstsein sind solchen Demütigungen hilflos ausgeliefert und können ihnen nichts entgegensetzen: Sie werden ›gebrochen‹, zerbrechen unter der Last des öffentlichen Blicks und Kommentars.

Woher kommt das Bedürfnis, andere Menschen, und seien es die eigenen Kinder, vorzuführen und öffentlich bloßzustellen? Was bezwecken solche Beschämungen, und welche Wirkungen entfalten sie? Warum sind sie selbst in Gesellschaften verbreitet, die Würde und Respekt großschreiben? Lebt hier tatsächlich das ›finstere Mittelalter‹ fort? Oder mobilisiert die ›helle‹, erleuchtete, aufgeklärte Moderne eigene Beschämungsenergien und erfindet neue Demütigungspraktiken?

In öffentlichen Beschämungen wird stets Macht demonstriert. Indem sie andere Menschen vor Augenzeugen in die Knie zwingen, bekräftigen soziale Akteure ihren Anspruch auf eine herausgehobene, machtvolle Position. Macht, heißt es bei Max Weber, »bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht«. In diesem Sinn übte Isabel Laxamanas Vater Macht über seine Tochter aus. Er hatte ihr strikt verboten, Selfies ins Netz zu stellen; als sie es trotzdem tat, bestrafte er sie durch eine demütigende Prozedur, die er für die Öffentlichkeit dokumentierte. Damit betonte er seine Macht und Izabels Ohnmacht, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Die Beschämung nötigte ihr Scham auf, zwang sie, die Augen niederzuschlagen und den Kopf zu senken. Sie wollte sich unsichtbar machen und sah dafür keine andere Möglichkeit, als sich ganz und gar auszulöschen.

Scham, das wussten bereits antike Philosophen, ist ein Gefühl von ungeheurer Wucht und Wirkmächtigkeit. Sie kann tödlich sein und prägt sich auch dem Weiterlebenden unauslöschlich ein. Wer sich einmal ›in Grund und Boden‹ geschämt hat, wird diese Erfahrung kaum je wieder los. Dabei ist die Anwesenheit und Zeugenschaft Dritter von größter Bedeutung. Zwar kann man sich auch vor sich selber schämen, weil man etwas getan oder gedacht hat, das dem idealen Selbstbild und den gängigen Moralvorstellungen widerspricht. Zum Beispiel kann ich Scham darüber empfinden, dass ich einem Kollegen den verdienten Aufstieg neide. Das gleiche Gefühl würde mich beschleichen, wenn ich der Chefin vergnügt dabei zuschaute, wie sie eine Mitarbeiterin coram publico herunterputzt. Öffentliche Beschämung gilt hier und jetzt

zumeist als intolerabler Übergriff oder gar als Verletzung menschlicher Würde; fände ich daran Gefallen, müsste ich mich vor mir selber schämen.

Was aber macht Beschämung so abscheulich? Es ist das leidvolle Wissen um die Macht und Gewalt des öffentlichen Blicks, eines Blicks, der sich nicht abschütteln lässt, der unter die Haut geht und am Körper der Beschämten haftenbleibt. Werden andere Menschen Zeugen individueller Fehlleistungen oder Normverstöße, heizt dies das Schamgefühl an; je mehr Wert man auf ihre Wertschätzung legt, desto größer wird die eigene Scham. Ein Kind, das im Laden einen Kaugummi mitgehen lässt und weiß, dass es das nicht tun darf, mag sich insgeheim dafür schämen. Ertappt man es dabei und informiert die Eltern, bedarf es nicht einmal mehr der Aufforderung ›Schäm Dich!‹, um das entsprechende Gefühl hervorzurufen. Vor aller Augen bloßgestellt zu sein treibt ihm brennende Röte ins Gesicht, es hat nur einen Wunsch: sich den beschämenden Blicken zu entziehen.

Aus diesem Grund nennen Psychologen Scham eine soziale oder interpersonale Emotion. Sie stellt sich mehrheitlich in Anwesenheit Dritter ein; nur ein Sechstel der Befragten gibt an, Scham als privates, selbstbezügliches Gefühl zu erleben. Ihre soziale Einbettung lässt Scham mächtig und gefährlich werden. Aus Angst vor Beschämung riskieren Menschen Kopf und Kragen. So springt der kleine Uli in Erich Kästners Kinderbuchklassiker Das fliegende Klassenzimmer von einer hohen Leiter, um zu beweisen, dass er kein Feigling ist. Oft haben ihn die Schulkameraden wegen seines Mangels an Mut gehänselt, und er lief dabei »knallrot« an. Sein Sprung befördert ihn zwar mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus, bringt aber die Peiniger und Spötter zum Schweigen.

Kästners Uli – das Buch erschien erstmals 1933 – wuchs in einer Jungenwelt auf, in der Feigheit ein schlimmer moralischer Makel war. Jungen mussten mutig sein und diesen Mut unter Beweis stellen. Taten sie das nicht, erlebten sie Verachtung und Zurücksetzung bis zum Ausschluss aus der Gruppe. Uli hatte das akzeptiert und verinnerlicht, er wusste der Hänselei nichts entgegenzusetzen als eine tollkühne Tat. Das war in Izabel Laxamanas Fall anders. Vermutlich schämte sie sich nicht dafür, dass sie das Verbot des Vaters ignoriert und leicht bekleidet im Internet posiert hatte. Seine Vorstellungen von Moral und Anstand waren nicht unbedingt die ihren. Beschämend wirkten hier die väterliche Strafaktion und deren öffentliche Verbreitung. Wäre das Haarschneiden hinter Tür und Angel vonstattengegangen, hätte

Izabel den Kahlschnitt vielleicht noch als selbstbewusste, trendsetzende Stilentscheidung ausgeben können. Das Video aber machte ihre Ohnmacht und Demütigung publik.

Welche Wirkungen öffentliche Demütigungen haben, wird an diesen und vielen anderen Beispielen offensichtlich. Sie illustrieren nicht nur die Macht der Täter, das, was sie als Verstoß gegen eine Norm oder Erwartung betrachten, zu rügen und negativ zu sanktionieren. Sie zeigen darüber hinaus die Macht der Zuschauer, sei sie tatsächlich oder imaginiert. Stets findet das Drama von Macht und Ohnmacht, Scham und Schande, Täter und Opfer auf öffentlichen Schauplätzen statt. Das Publikum kann der Beschämung zustimmen und sie verschärfen. Es kann sich aber auch verweigern. Machtverhältnisse lassen sich umkehren, die Beschämenden werden ihrerseits beschämt. Dafür liefert die moderne Geschichte vielfaches Anschauungsmaterial, von punktueller Distanzierung bis zu breiter Kritik, von individuellem Protest bis zur kollektiven Revolte.

i Die nächsten Termine:

- | | |
|-----------|---|
| 20.3.2018 | Philosophisches Café zum Thema » Horizontverengung? Aussichten auf das Postpolitische« Hans Ulrich Gumbrecht |
| 17.4.2018 | Philosophisches Café zum Thema »Wir sind Gedächtnis« mit Martin Korte |
| 2.5.2018 | Philosophisches Café zum Thema »Karl Marx – unvollendet, überholt oder zu entdecken?« mit Ulrike Hermann und Jürgen Neffe |
| 27.6.2018 | Philosophisches Café zum Thema » Gesellschaft der Singularitäten « mit Andreas Reckwitz |